

Pankow, Punk, Pankgrafenstraße

Dezember 1993, eine ganze Weile nach Mitternacht. Wir hatten an einer Tankstelle in Pankow, Ostberlin, angehalten, einen Fünfliger in der Tasche. „Den geb ich jetzt voll fürs Benzin aus“, sagte Stefan, „wir brauchen heute abend kein Geld mehr.“ Er stieg aus dem Wagen, und sein Atem wurde in der eisigen Luft zu einer Dunstwolke. Die Gehwege waren von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, die kleinen, viereckigen Steine des Straßenpflasters glänzten. Sie gefallen mir, diese Steine, kompakt, hart und zugleich niedlich, gehören irgendwie hierher, zu deutschen Straßen, doch sie werden überall herausgerissen und in Ostberlin erst recht, da gibt es noch eine Menge herauszureißen. Es war einsam um diese späte Stunde in diesem Teil der Stadt, keine Menschenseele weit und breit, alle sind zu Hause, „daheim“, dieses Wort gehört auch hierher, zu deutschen Häusern, zu den rauchenden Schloten auf den Dächern. Wir waren zum ersten Mal nach dem Mauerfall in diesem Teil Berlins, Pankow - das einstige Wohnviertel der Parteifunktionäre. Wir wohnten in der Pankgrafenstraße bei Freunden, die aktiv in den Komitees für den Umsturz des alten Systems gewesen sind. Ich fand den Namen Pankgrafenstraße in Pankow witzig, und sie erzählten, es gab eine Punkgruppe mit dem Namen Pankow, die sich vor Jahren mit ihrer Musik in diesem Viertel einen Namen gemacht hatte. Pankow, Punk, Pankgrafenstraße, wiederholte ich rhythmisch vor mich hin. Pankow, Punk, Pankgrafenstraße.

Die Pankgrafenstraße ist eine kleine Straße mit alten Herrschaftshäusern. Die Hausmauern, über die Jahre hin rußig und geschwärzt, ersticken unter Efeu, der jetzt sämtliche Blätter verloren hatte. Die kahlen Zweige breiten sich wie ein feines Netz aus Holz über die gesamten Fassaden.

Pankow, Punk, Pankgrafenstraße. Unsere Freunde haben uns sogar eine Platte der „Pankow“ aufgelegt. Der Sound war etwas weicher als beim englischen Punk, die Texte politischer. Mich hatten sie nicht gerade vom Hocker gerissen, aber Stefan mochte sie, er gefällt sich in der Rolle des Punks, er hat sich eine Haarsträhne orange gefärbt, das Haar über den Ohren rasiert, und im Ohr trägt er eine schwarze Spinne.

Pankow, Punk, Pankgrafenstraße.

Stefan schraubte den Tankdeckel auf. Ich hörte, wie das Benzin langsam einfloß. Die Zahlen an der Zapfsäule ratterten herunter. Er versuchte, den Benzinfluß zu

kontrollieren, damit er nicht unseren letzten Fünfziger überschritt. In den Fenstern der Häuser entlang der Straße blinkten kleine elektrische Christbaumkerzen. Eine eigenartig fröhliche Note in einem sonst reichlich heruntergekommenen Viertel mit verwitterten Häusern und farblosen Auslagen, die noch an die totalitäre Zeit erinnerten; an ein Deutschland, dessen Uhr irgendwann in den Fünfzigern stehen geblieben ist. Am selben Vormittag waren wir durch alle Musikläden Pankows gezogen, um eine Platte der „Pankow“ ausfindig zu machen. „Pankow?“ fragte man uns ratlos. „Nie gehört!“ „Sie lebten aber hier, und sie spielten in diesem Stadtviertel, hier sind sie doch bekannt geworden.“ Sie hoben gleichgültig die Schulter. Ich habe es ihnen nicht geglaubt, die haben doch hier von heute auf morgen alles vergessen, wichtigere Dinge, wie sollen sie die „Pankow“ also nicht vergessen haben. Auf der Straße schauten uns manche irgendwie feindselig an, es lag an der orangenen Haarsträhne von Stefan. Ab und zu wurde er sogar blöd angesprochen, meistens von älteren Leuten, aber das machte uns nichts aus. Wir hatten mehr Angst vor den anderen, den Burschen mit den kahlrasierten Köpfen und den schwarzen Stiefeln. Mein Blick tastete jetzt in leichter Sorge die nächtlichen Straßenecken ab. Die Straßenlaternen waren nur schwache Funzeln. Pankow, Punk, Pankgrafenstraße, sang ich in mir, um auf andere Gedanken zu kommen. Eine Platte der „Pankow“ hatten wir nirgends auftreiben können, in ganz Berlin nicht. Weder in den kleinen noch in den großen Plattenläden.

Stefan hantierte immer noch mit dem Benzinstutzen herum. Ein paar Häuser weiter sah ich ein von bleichgelbem Licht beleuchtetes Schild mit der Aufschrift "Stehausschank". Die Kneipentür öffnete sich, und ein Mann mit langem Mantel und Bart stolperte heraus. Er ging mit unsicheren Schritten, es war fast ein Torkeln. Als er näherkam und im Licht der Tankstelle stand, fiel mir auf, daß sein grauer Mantel extrem lang war und schief hing. Um den Hals trug er einen verblichenen, abgeschabten grünen Schal und an den Füßen dicke, ausgetretene Schuhe. Haare und Bart schien er tagelang nicht gebürstet zu haben. In der Hand trug er eine Plastiktüte, aus der zerknitterte Zeitungen, Lumpen und der Hals einer Flasche quollen. Er suchte die Tür des Tankstellenhäuschens und trat hinter Stefan ein, der gerade zahlen wollte. Ich zog eine Zigarette aus der Schachtel, stieg aus dem Auto aus, um mir die Beine zu vertreten, und suchte nach dem Feuerzeug. Mein Atem dampfte. Ich atmete, so stark ich konnte, ein und aus und steckte den Kopf in die Dunstwolke. Ich versuchte das Feuerzeug anzuknippen, aber es gab nur einige

schwache Funken von sich und ging dann ganz aus. Für eine Flamme reichte es nicht – der Zündstoff war alle. Ich versuchte es wieder und wieder, dann warf ich es mit einem Fluch in den Abfalleimer. Ich drückte die Tür der Tankstelle auf, ging zur Kasse, wo Stefan gerade bezahlte, und fragte nach Streichhölzern. Der abgerissene Mensch stand vor dem Kühlschrank und murmelte Unverständliches vor sich hin. Er wollte offenbar etwas kaufen, konnte sich aber nicht mehr recht erinnern, was. Der Typ an der Kasse zog eine Schublade auf, nahm eine Streichholzschachtel heraus, klatschte sie auf den Tisch, „Zwanzig Pfennig!“ sagte er. Stefan und ich sahen uns an. Wir hatten kein Kleingeld mehr, der Fünzigmarkschein war unser letztes Geld, und das sagten wir ihm auch. Der Mann zuckte gleichgültig mit den Schultern, nahm die Schachtel und warf sie in die Schublade zurück. „Bedaure! Die Streichhölzer kosten zwanzig Pfennig“, wiederholte er. „Ich kann Euch aber Feuer geben, wenn Ihr wollt“. Die winzigen blauen Adern, die seine fleischigen Wangen durchzogen, waren jetzt rot geworden.

„Oder sollen wir die Streichhölzer etwa mit der Karte bezahlen?“ fragte Stefan leicht ironisch. Der andere lachte und suchte gleichgültig in der Hosentasche nach seinem Feuerzeug. Der Betrunkene schwankte noch vor dem Kühlschrank herum. Der Tankwart gab mir Feuer. Wir wendeten uns schon zum Gehen. Der Penner schlappte auf uns zu. „Seid Ihr auch blank?“ fragte er schleppend, und man roch seine Fahne von weitem. Er trug Strickhandschuhe, die nur bis zur Hälfte der Finger gingen und hielt eine Bierdose in der Hand. „Ha, ha, ha! Schau mal an, Friedrich! Es gibt noch andere Leute, denen das Geld ausgegangen ist!“ Er tastete seine Manteltaschen ab und holte eine Streichholzschachtel heraus.

„Bitte sehr!“ sagte er. „Habt Ihr vielleicht eine Zigarette für mich?“

Ich bot ihm eine an, „nehmen Sie noch zwei, für später“, sagte ich ihm, und schob noch eine Frage nach. „Kennen Sie die Musikgruppe ‚Pankow‘ aus Pankow?“ Er nahm die Zigaretten, steckte sie in die Brusttasche, „Klar, kenne ich sie! Von früher. Die gibt’s aber schon lange nicht mehr.“

Wir traten in die Kälte hinaus und stießen immer wieder die Luft aus, um den Atemwolken nachzusehen. Im Auto zündeten wir uns Zigaretten an und bliesen den Rauch aus. Dann ließen wir den Motor an.

Pankow, Punk, Pankgrafenstraße, murmelte ich in jener Nacht auf dem Weg in die Pankgrafenstraße.

Der gleiche Singsang kam mir plötzlich und unvermittelt drei Monate später in den Sinn, als wir uns in Athen in der Frühlingssonne durch die Antiquitäten- und Second-Hand-Läden der Pandrossousstraße treiben ließen. „Na, sag mal, Mutter“, rief Stefan verwundert, „wie kommst du denn jetzt auf einmal darauf?“ Seine Haarsträhne leuchtete jetzt grün. Ich zeigte ihm auf einen der Läden, der Punkposter und T-Shirts aus dünner Baumwolle mit Totenköpfen an der Hauswand hängen hatte und hunderte von alten Schallplatten führte. „Kennen Sie vielleicht die Gruppe ‚Pankow‘?“ fragte ich einen unrasierten Mann mittleren Alters mit spärlichem längeren Haar, der auf einem kleinen Stuhl vor dem Laden saß und Mundharmonika spielte. An der Hand trug er einen riesigen Ring mit einem Totenkopf, die Arme waren voller Tätowierungen.

„‚Pankow‘, sagt ihr? Wie seid Ihr denn darauf gekommen? Das war schon ‚ne ziemliche super Band... Wirklich cool, diese Typen. Vom Rock bis zum Punk haben sie ein paar wirklich tolle Stücke gemacht. Dann lösten sie sich aber bald auf. Wartet mal einen Moment, ich schau kurz nach!“

Er verschwand im hinteren Teil des schmalen Ladens, der mit Regalen, Tischen und alten Platten vollgestopft war. Ich schaute Stefan an, der komische Grimassen zog, als wollte er sagen: „Du glaubst doch wohl nicht, daß wir die ‚Pankow‘ hier im Monastiraki-Flohmarkt finden, wenn sie in ganz Berlin nicht zu finden war.“

Mir war zum Lachen, und dann mußte ich tatsächlich lachen, als der abgetakelte Rocker aus dem staubigen Hinterzimmer auftauchte. Triumphierend winkte er uns mit einer Platte der ‚Pankow‘ zu.

Autorin: Eleni Torossi